

# Erinnerung an Walter Matthias Diggelmann

Von Adolf Muschg

DAG ist tot. Sogar der Sprecher der Tagesschau liess sich zu diesem harten Wort hinreissen. Nicht „... ist gestorben“; für einen Schriftsteller durfte die Sprache klarer sein als für einen Würdenträger. Das hätte DAG nicht gestört. Für Leser seines letzten Buches sei sein Tod nicht ganz überraschend gekommen, teilte der Sprecher weiter mit. In der Tat: wer „Schatten“ gelesen, wusste, wie krank er war, und wusste auch den Namen der Krankheit. Was die Tagesschau nicht dazumeldete: Der da mit Diktiergerät arbeitete, weil ihm die Hände den Dienst versagten, hat mehr gegeben als ein „Document humain“; als solches erscheint das Buch, indem es in erster Linie der Lebenskampf eines Schriftstellers ist. Sich die Sprache nicht verschlagen lassen! Die Schwäche und Angst erfahren - aber um eine eigene Geschichte stärker sein als der Tod!

So ist ihm auch sein Sterben zu einer Geschichte geworden, ich glaube: zur besten des Geschichtenerzählers. Die Bedingungen waren verschärft, aber das Spiel war das gleiche: er hatte von Anfang an um sein Leben erzählt. Um das Ganze Leben, das ihm die „gebrechliche Einrichtung der Welt“ schuldig bleiben wollte. Er hat präzisere Namen dafür angegeben, die immer mit Gewalt zu tun hatten: der Gewalt, die er als vaterloser Bergbub gelitten hat; die hierzulande meist geräuschlos funktionierende Gewalt der Ausbeutungsgesellschaft; aber auch die Gewalt, die ein Partner über einen Gewinn, den man ohne Hoffnung liebt. Gegen Gewalt in jeder Form hat DAG in Büchern und Stellungnahmen Lärm geschlagen. Er hat sich nicht gescheut, laut zu werden, und den Preis dafür bezahlt: vom Naserümpfen der Stillen und Feinen bis zur Sprachlosigkeit der Gefährten und Genossen. Als Erzähler freilich verhielt er sich zur Eindeutigkeit, die er verlangte, wieder fragend. Es ging ihm ums Leben auch da; und er wusste, dass aus Schwarz und Weiss auch auf dem Papier keine glaubwürdigen Menschen werden, dafür war er Schriftsteller. Dass er ein sogenannter freier Schriftsteller war, bedeutete für ihn nochmals: ums Leben schreiben. Er war stolz darauf, dass er, einer der wenigen hierzulande, von seiner Arbeit leben konnte: nicht wirtschaftlich, nicht kümmernd und kümmerlich,



sondern: leben. Er verhielt sich zu seiner Arbeit zugleich professionell und utopisch. Auch fürs Engagement ist es notwendig, dass man von jemandem engagiert wird, das wusste er; und er besass Handwerk genug, seine Auftraggeber nicht zu enttäuschen. Aber in seinen Realismus als Produzent, der Abnehmer braucht, mischte sich auch immer eine Sehnsucht: dass man ihm nicht nur abnahm, was er machte, sondern auch, was er war. Er suchte - auch das gehört zum „Abnehmen“ - Partner, die seine Beweislast mittrugen. Er verbarg nie, was die meisten seiner Kollegen verbergen lernen, weil es eine Blösse ist, die man selbst nicht zu decken vermag und die andere zur billigen Verwundung reizt: dass er geliebt werden wollte.

\*

Er hat in seiner Jugend nicht lernen können, dass er liebenswert war; so konnte ihn später jeder Vorbehalt, auch der sachliche, irremachen, an Freunden, an sich selbst. An Freunden: im Grunde wollte er alle für sich einnehmen, auch diejenigen, denen er mit starken Gründen den Krieg erklärt hatte. Das war weder politisch noch realistisch, aber diesen Luxus auf seine Kosten hat er sich immer geleistet. Durch seine demonstrative

Offenheit machte er es dem Gegner so leicht, ihn zu treffen, dass die Scham diesen Gegner hätte hindern müssen; aber das war eine Utopie: Gefühllosigkeit entwaffnete ihn immer wieder. Wenn er sich wehrte, dann mit seiner nackten Haut; er erlaubte seinen Erfahrungen nicht, ihn zu verhärten. Darin steckte eine grausame Weisheit; denn seine Wunden machten ihn nicht nur fertig, immer wieder, sie waren auch die Quellen seiner Produktivität. Er war in seinen Büchern, diesen Plädoyers in Geschichtenform, diesen hartnäckigen Vorschlägen zur Güte, unbelehrbar, unheilbar gewesen, bevor er todkrank wurde; unheilbar in seinem Glauben an die Herstellbarkeit menschlicher Verhältnisse, an die Unaufschiebbarkeit der Liebe. Dieser Glaube hat seine Bücher schutzlos gemacht, manchmal sentimental und wehleidig, aber ehrlich und geniessbar. An diesem Wehleidigen war nichts Eingebildetes; es hatte Realität hinter sich, und nahm sich Hoffnung vor. Und diese Hoffnung, der er nicht immer den gleichen Namen gab, liess er sich nicht rauben, auch nicht durch den nahen Tod, den er als Obdachlosen begrüsst: „Bist du bereit, mich jetzt bei dir zu beherbergen wie damals, da ich als Leben zu dir kam? (. . .) Wenn du mich, den Tod, nicht zu dir lässt, frage ich auch als Leben nicht mehr bei dir an.“ Auch den Tod will er dazu gewinnen, in seiner Geschichte mitzuspielen, der persönlichen, aber dank seines Erfindungsreichtums nicht nur privaten Geschichte von DAGs Erlösung.

Er ist der erste Schriftsteller gewesen, über den ich geschrieben habe, in einem Interview über „Das Verhör des Harry Wind“ für das „DU“ vor 17 Jahren. Zwei Tage vor seinem Tod bin ich noch einmal bei ihm gewesen. Er dämmerte schon, aber gab noch ein Erkennungszeichen. Als die Augen zugingen, öffnete sich der Mund, der nicht mehr ass und trank, zu einem Lächeln, das mit etwas wie Ergebung, Scham und ruhigem Stolz zu tun hatte; vielleicht gaben auch nur die Lippen der Schwere nach in diesem entspannten Gesicht. Er durfte zuhause sterben. Als er dem Tod entgegenschlief, unterhielten wir uns, seine Frau, seine erwachsenen Kinder, nebenan wie in der Gegenwart eines Lebenden, der verstummt ist, weil er etwas Wichtigeres zu tun hat als reden; es war feierlich ohne Feierlichkeit. Er hat seinen Büchern nie ein letztes Wort mitgeben können und wollen; eben darum zeugen sie jetzt als etwas Lebendes für ihn.

### **Mit den Widersprüchen lernen**

„Ich stelle mich nicht vor. Wer mich nicht kennt, ist selber schuld. Ich kenne mich auch nur teilweise. Ich bin ein leidenschaftlicher Kolumnist, aber, und das bitte ich Sie, verehrte Leserinnen und Leser, zur Kenntnis zu nehmen: ich verstehe mich als „Linker“, nicht als „Rechthaber“. Alles, was ich schreibe, kommt mir selbst zweifelhaft vor (wer auf der rechten Seite klatscht da?), ich habe allmählich gelernt, mit den Widersprüchen unserer Gesellschaft und mit den eigenen zu leben. Immer ist das nicht leicht. Es ist verdammt schwer, beim morgendlichen Gähnen erkennen zu müssen, dass man am Abend vorher Quatsch verzapft hat. Wenn auch coram publico.“ Walter Matthias Diggelmann (Aus: Mal was Ketzerisches gegen die Linke, in „konzept“, Nr. 1/73).

### **Diggelmann im „konzept“**

- „Das lernen verlernt“ (Über Erzieher in Heimen), 12/72
- „Mal was Ketzerisches gegen die Linke“, 1/73
- „Bertschi ist der Grösste“, 2/73
- „Eigentum macht böse“, 5/73
- „Plädoyer für eine starke Armee“, 6/73
- „Wer ist ein Volksfeind?“, 7/73
- „Alexander Solschenizyns heiles Innenleben“, 6/74
- „Meine Altweibersommer-Lektüre“, 10/74
- „Auf den Hund gekommen“, 11/74
- „Vom Glück der besten Jahre“, 12/74
- „Nie mehr Steuern zahlen“, 1/75
- „Gueti Manne“, 2/75
- „«Die Gewehre der Frau Carrar“, 3/75
- „Die Gerechten“, 4/75
- „BILD am Sonntag“, 5/75
- „Wie recht ist ein Rechtsstaat“, 6/75
- „Verregnete Sommerlektüre“, 9/75
- „Die Reise begann in Moskau“ (Reisebericht aus der Sowjetunion), 11/75
- „Epitaph für Jakob Bühler“ und „Im Garten von Philippini“ (Hommage für Jakob Bühler), 12/754gy.

### **Sich dem Kranksein stellen**

Walter Matthias Diggelmann, Schatten, Benziger, 1979, 122 S., 19.80 Fr.

Anfang dieses Jahres las ich in der Zeitung, Diggelmann liege im Spital: Lungenkrebs, mit Ableger davon im Gehirn. Er diktiert seine Gedanken zu den „Kranken“-Erfahrungen, um später ein Buch zu schreiben. Daneben war ein Photo eines dünnen abgekämpften Mannes. Ich las dann das Buch: „Schatten“. Ich war betroffen, auch getroffen, als Arzt, als noch Gesunder. Ich wollte ihm schreiben. Vergass es dann aber.

„Ein Arzt muss eigentlich denken wie ein Schriftsteller, ein Dichter. Er muss sich den Menschen, den Patienten angucken, muss mit ihm sprechen, meinetwegen stundenlang. Er muss ihn kennenlernen, ihn auch so gründlich wie möglich untersuchen, und dann muss er ihm eine Geschichte erzählen, seine Geschichte, die Geschichte des Patienten. (...). Er wird diese Geschichte dem Patienten beibringen und ihm sagen: Wenn Sie Vertrauen haben zu mir, dann lad' ich Sie ein, mein Patient zu sein. Sie werden mir helfen, und Sie werden die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählt habe über Ihren Zustand, über Ihre Krankheit, nicht vergessen. Sie werden mich korrigieren im Laufe der Behandlung. (. . .). So werden wir gemeinsam arbeiten. Ich werde Ihnen zuhören, und Sie werden mir zuhören, und so werden Sie gesund werden, weil Sie ja gesund werden wollen.“

Diggelmann ist Privatpatient,, hat Krebs, geht uns mit seiner Krankheit voraus und stellt sich dem Kranksein. Am Schluss geht das Leben weiter, und er lebt mit seiner Krankheit. Lebt damit, wie er immer gelebt hat - liebend, hassend, um sich schlagend, kämpfend. (Erinnerung an einen ändern Privatpatienten mit Krebs, nicht aus Zürich links der Limmat, sondern vom rechten Zürichseeufer, Fritz Zorn, der erst durch seine Krankheit lieben und hassen gelernt hat und abgerechnet hat. Für Fritz Zorn ist „Schatten“ zu spät geschrieben worden.)

„Ist es Liebe, dass mich B. jeden Tag besucht, mir jeden Tag eine Flasche Wein bringt? Ist es Liebe, dass ich jeden Tag ungeduldig auf B.s Besuch warte (...)? Ist es Liebe? Ist es Eigensucht? Ich kann keine Antwort auf diese Frage finden, nur sagen: Es ist so.“

\*

Für mich kam das Buch rechtzeitig.  
Bruno Maggi

Das Konzept, Nr. 12. Dezember 1979